

Kultur



Die Begabung hatte sie nicht, dafür die Beharrlichkeit: Brigitte Jaufenthaler als Florence Foster Jenkins, hier mit Florian Eisner als Pianist. Foto: Marco Riebler

Gesangsmatrone mit Verve

Schiefe Töne aus dem Theater an der Effingerstrasse: «Glorious!» erzählt die Geschichte von Florence Foster Jenkins, der schlechtesten Sängerin überhaupt.

Gisela Feuz

«Die Leute können vielleicht behaupten, dass ich nicht singen kann, aber niemand kann behaupten, dass ich nicht gesungen hätte», steht auf dem Grabstein von Florence Foster Jenkins geschrieben. Singen konnte Frau Jenkins wahrlich nicht, wie Schallplatten-Aufnahmen beweisen. Die 1868 im Bundesstaat Pennsylvania geborene Jenkins hatte Schwierigkeiten, Rhythmus und Ton zu halten, und anstatt holde Engeltöne zu produzieren, kreischte und jaulte sie.

Trotzdem war das Singen Jenkins' Ein und Alles, und als sie vom Vater eine beträchtliche Summe erbte, steckte sie sämtliches Geld in gesangliche Aktivitäten. Ihr Ruf als schlechteste Sängerin verbreitete sich wie ein Lauffeuer, das Publikum war hingerissen von der schrillen Matrone, zumal diese ihre Auftritte stets in selbst geschneiderten ex-

travaganten Kostümen absolvierte. 1944 erreichte die Karriere von Florence Foster Jenkins ihren Höhepunkt: Die damals 76-jährige betrat die Bretter der ehrwürdigen Carnegie Hall in New York, um dort vor 3000 Leuten Auszüge aus der «Zauberflöte», «Faust» und der «Fledermaus» vorzutragen. Das ausverkaufte Konzert wurde zum rauschenden Fest, Jenkins starb allerdings nur einen Monat nach dem Auftritt, je nach Quelle weil sie sich beim Konzert zu stark verausgabte oder aus Gram über die vernichtenden Kritiken.

Lachen, nicht auslachen

Eigentlich sei es nicht so schwierig, falsch zu singen, sagt die ausgebildete Sängerin und Schauspielerin Brigitte Jaufenthaler. Sie muss es wissen, denn Jaufenthaler steht zurzeit als Florence Foster Jenkins im Theater an der Effingerstrasse auf der Bühne. In Zusammenarbeit mit der Vereinigten Bühnen Bozen wird das Stück «Glorious!» des englischen Autors Peter Quilter gezeigt (Regie: Christian Mair), in welchem das Leben der Jenkins im Zentrum steht. Das Stück setzt dort ein, wo die Sopranistin ihren Pianisten Cosme Mc Moon (Florian Eisner) engagiert, mit dem sie in der Folge Auftritte fürs Ritz-Carlton-Hotel und eben in der Carnegie Hall einübt. Ihr zur Seite stehen ihr Geliebter und Manager St. Clair Bayfield (Horst Krebs), Freundin Dorothy (Patrizia Pfeifer) und ein wunderbar kratzbürstiges mexikanisches Hausmädchen (Agnieszka Wellenger).

«Glorious!» hält sich über weite Strecken an historische Figuren und Gegebenheiten und geht mit seiner Protagonistin wohlthuend sensibel ins Gefecht. Es würde sich ja anbieten, sich über diese Frau lustig zu machen und sich über ihr fehlendes Talent zu mokieren. Stattdessen verleiht Jaufenthaler der Jenkins etwas Heroisches. Klar amüsiert sich das Theater-Publikum über die

schiefen Töne, aber es ist nicht ein Auslachen, sondern vielmehr ein Lachen der Freude ob dieser Frau, welche beharrlich und glücklich ihrem Steckenpferd frönt und stoisch allen Widrigkeiten und Anfeindungen trotzt.

Als Stück ist «Glorious!» zwar unterhaltsam, manchmal aber gar seicht geraten. Zu eindimensional sind die Komödien-Charaktere, und gar platt sind zuweilen die Sprüche und Witze. Dagegen sind aber die schauspielerischen Leistungen durchs Band formidabel. Und was bleibt, ist die Bewunderung für den ungebrochenen und mitreisenden Enthusiasmus einer Frau, die zeitlebens mit Verve für ihren Traum kämpfte. Das ist fürwahr glorreich. Oder eben «glorious».

Eindimensionale Figuren

Als Stück ist «Glorious!» zwar unterhaltsam, manchmal aber gar seicht geraten. Zu eindimensional sind die Komödien-Charaktere, und gar platt sind zuweilen die Sprüche und Witze. Dagegen sind aber die schauspielerischen Leistungen durchs Band formidabel. Und was bleibt, ist die Bewunderung für den ungebrochenen und mitreisenden Enthusiasmus einer Frau, die zeitlebens mit Verve für ihren Traum kämpfte. Das ist fürwahr glorreich. Oder eben «glorious».

Weitere Aufführungen im Theater an der Effingerstrasse bis 22. April.

Kulturnotizen

Fotografie Fernand Rausser ist gestorben

Der Berner Fotograf und Verleger Fernand Rausser ist am Karfreitag mit 89 Jahren gestorben, wie seine Familie mitteilt. Als freischaffender Fotograf illustrierte Rausser ab den 1950er-Jahren eine Vielzahl populärer Fotobände; er fotografierte für grosse Firmen wie die SBB, Nestlé und Swissair und wurde mehrfach ausgezeichnet, so mit dem Paul-Haupt-Preis. Als Verleger gab Rausser 2002 beispielsweise die dreisprachige Publikation «Bern/Berne - Kaleidoskop eines Kantons» heraus und gründete in Bolligen seinen eigenen Verlag namens Wegwarte. Zudem war er als Cartoonist, Zeichner und Maler tätig. Mehr zu Fernand Rausser morgen im «Kleinen Bund». (sda/klb)

Musik

Liedermacher Gianmaria Testa gestorben

Der italienische Liedermacher Gianmaria Testa ist am Mittwoch im Alter von 57 Jahren gestorben. Im vergangenen Jahr hatte er bekannt gegeben, an einem Tumor zu leiden. Der 1958 im Piemont geborene Musiker war für seine nachdenklichen, jazzigen Klänge und Texte und seine warme Stimme bekannt und hatte auch über die Grenzen seiner Heimat hinaus viele Fans. Sein zweites Album «Extra-Muros» hatte Testa 1996 vor einem begeisterten Publikum im Pariser Olympia vorgestellt, worauf er auch in Italien Berühmtheit erlangte. (sda)

Kunst

Der Engadiner Künstler Not Vital erwirbt Schloss Tarasp

Der Engadiner Künstler Not Vital ist der neue Besitzer von Schloss Tarasp, gestern wurden die Verträge unterzeichnet. Mit seinem Engagement wird er eine neue Ära in der über 1000-jährigen Geschichte der Burg einläuten: Seine Vision, das Schloss Tarasp mit zeitgenössischer Kunst und einem Skulpturenpark zu einer Kulturattraktion von nationaler und internationaler Bedeutung zu entwickeln, stösst in der Region auf Wohlwollen. Für einen Kaufpreis von 7,9 Millionen Franken erwirbt der aus Sent stammende Not Vital von den bisherigen Eigentümern, der deutschen Adelsfamilie von Hessen, das Wahrzeichen. Geplant ist, das Schloss in eine Stiftung einzubringen. (sda)

Oper

Regisseur Wim Wenders gibt sein Operndebüt

Der deutsche Filmregisseur Wim Wenders («Paris, Texas») inszeniert an der Berliner Staatsoper das Werk «Les pêcheurs de perles» von Georges Bizet. Die Premiere ist für Juni 2017 geplant. In der gleichen Spielzeit wird auch Terry Gilliam von der britischen Komikergruppe Monty Python eine Inszenierung übernehmen. (sda)

Max Frischs «Stiller» reloaded - und umgestülpt

Daniel Goetsch hat nun auch einen Helden, der nicht er selbst sein will.

Andreas Tobler

Es gibt Romane, vor deren Kühnheit man das Hütchen lüpfte. Ein solches Buch ist das jüngste von Daniel Goetsch: Es beginnt mit einem Mann im Gefängnis, der ein anderer sein will als derjenige, für den man ihn hält. So beginnt

«Ein Niemand». Genau so beginnt aber auch Max Frischs «Stiller» von 1954. Hat Goetsch für seinen Roman wirklich die gleiche Ausgangssituation gewählt wie der literarische Übervater, mit dessen langem Schatten so viele Schweizer Autoren kämpften? Ja, hat er. Aber wahrscheinlich nur, um deutlich anzuzeigen, wie virtuos er mit Frischs Motiven spielen kann - die er in die harte Wirklichkeit unserer Gegenwart überführt.

Die Jetztzeitüberführung beginnt am Nullpunkt der Lethargie: In Rückblen-

den erzählt Goetsch, dass sein Protagonist gerade die Beziehung mit einer «apathischen Julia» hinter sich hat, die nicht der Rede wert zu sein scheint - wie eigentlich auch das Leben der Hauptfigur, der Goetsch den allerlangweiligsten Job verpasst, den sich Intellektuelle vorstellen können: Tom Kulisch, wie der Mann wirklich heisst, übersetzt Betriebsanleitungen, Packungsbeilagen und andere Gebrauchstexte.

Unglücklich macht ihn das nicht. Im Gegenteil. Kulisch verdient ausreichend Geld für ein Leben, an dem er vorgeblich nichts ändern will. Man kann es etwas durchsichtig finden, dass in diesem Roman ausgerechnet ein ambitionsloser Nobody ins Möglichkeitsspiel hineingewirbelt wird. Aber das täuscht. Goetsch betreibt ein ziemlich ausgefuchstes Spiel mit scheinbar durchschaubaren Effekten. Und das nimmt weiter Fahrt auf, wenn Tom Kulisch mit einem Unfalltoten konfrontiert wird, der ihm zum Verwechseln ähnlich sieht. Es kommt, wie es kommen muss: Man hält Kulisch für einen Verwandten des Verstorbenen, eines Rumänen namens Ion Rebreanu - und händigt ihm die Tasche aus, in der sich der Pass des Toten, ein Ticket nach Prag und der Schlüssel zu einer Wohnung befinden.

Kulisch ergreift die Chance - und so kann Goetsch fortan über seiner Figur die Frage irrlichtern lassen, warum zum Teufel dieser junge Deutsche in ein Leben einsteigt, in dem er «eigentlich nichts verloren hatte», wie es schon bald mal heisst.

Frauen, Alkohol und Kneipen

Die Antwort ist vorerst einfach: weil es in Prag alles gibt, was ein einsames Männerherz begehren kann. Frauen, Alkohol, verrauchte Kneipen. Im Dunstkreis der Hormone und geistigen Getränke scheint Goetsch Frischs Identitätsprojekt umzustülpen wie einen Handschuh. Denn bei ihm beobachten wir Figuren, die - allem Anschein nach - nicht von inneren Zwängen der Psyche und philosophischen Fragen angetrieben werden wie bei Frisch. Bei Goetsch sind es scheinbar Gelegenheiten, die den Identitätswechsel motivieren - und Kulisch bald zu einer «Handpuppe» äusserer Notwendigkeiten machen.

Ehemalige Exilrumänen treten auf Kulisch zu, um von ihm das einzufordern, was Ion Rebreanu ihnen versprochen hat: dass er einen John C. Schwartz zur Strecke bringt, einst Agent des rumänischen Geheimdienstes, der die Emigranten um ihr Geld und ihre Hoffnungen betrogen

hatte. Goetsch lässt die Drehungen immer dichter aufeinanderfolgen, mit denen er unseren Blick auf Kulisch enthüllt. Und macht die Struktur seines Romans deutlich: Er gleicht einer Odyssee durch ein Labyrinth aus Vorhängen, hinter denen man alles schemenhaft zu erkennen glaubt, bis der Autor in einer Folge von veritablen Theaterecoups den Blick ganz freigibt - und seinen «Niemand» in einer spektakulären Verwirbelung von inneren und äusseren Zwängen zum grossen Diagnoseroman steigert.

Am Ende des Romans steht der EU-Beitritt von Rumänien. Damit ist das Projekt des Dritten Wegs endgültig gescheitert; Rumänien hat den Anschluss an den grenzenlosen Kapitalismus gefunden. Kulisch, der mit Rebreanus Papieren von Bukarest nach Berlin reisen wollte, ist frei. Anders als Stiller, der zu seiner ursprünglichen Existenz verurteilt wird, entlässt man Kulisch - in eine Welt, in der es sich mit einigen Lügen ziemlich gut leben lässt. Nur die Wahrheit, die lässt sich nicht leben, so die scheinbar schlichte Lektion von Goetschs starkem Roman.

Daniel Goetsch: Ein Niemand. Roman. Klett-Cotta, Stuttgart 2016. 222 S., ca. 26 Fr.

Anzeige

